

GOETZ MARKGRAF

ZAMONDRA



GEHEIMNISVOLLE WELT

In der Zamondra-Reihe sind erschienen:

Band 1: Aufbruch ins Ungewisse

Band 2: Geheimnisvolle Welt

Band 3: Feuer und Sturm

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

1

Trotz der Wärme bekomme ich eine Gänsehaut. Was passiert hier? Warum *laufen* wir? Wohin gehen wir?

Mir gefällt das nicht.

Du siehst Gespenster, versuche ich, mich zu beruhigen. Was soll schon passieren?

Mir ist klar, dass es tatsächlich wenig sinnvoll wäre, mich mit riesigem Aufwand wortwörtlich um die halbe Welt zu schleppen, nur um mich im Nirgendwo auszusetzen. Das hätten sie weiß Gott einfacher haben können.

Aber ich kann es nicht leugnen, irgendetwas liegt in der Luft.

Die letzten beiden Tage bin ich von einem Flugzeug ins andere verfrachtet worden, von Kontinent zu Kontinent. Von Neuendorf über London nach New York, Los Angeles und Hawaii. Dort war natürlich Nacht, super! Und ich habe geschlafen wie ein Stein. Am nächsten Tag ging es sofort weiter über Australien bis nach Neuseeland.

Und schließlich von Auckland mit dem Hubschrauber bis zu dieser winzigen Insel, die maximal so groß ist wie Neuendorf. Und nun sind wir hier.

Niemand sagt mir, was los ist. Meine zwei Begleiter sehen aus wie aus einem schlechten Agentenfilm und sagen kaum mehr als »Komm!« und »Hier lang!«.

In dem Hubschrauber hat dann endlich noch jemand auf uns gewartet. Er heißt anscheinend Philipp und ist höchstens fünf oder sechs Jahre älter als ich.

Leider redet auch er kein Wort, zumindest nicht in irgendeiner Sprache, die ich verstehen kann.

Vielleicht darf er nicht mit mir reden.

Der arme Meteor musste während der Flüge in einer Transportbox bleiben, als wäre er ein zu groß geratener

Kater auf dem Weg zum Tierarzt. Ihm war kalt und es war viel zu dunkel in den Gepäckräumen der Flugzeuge. Wir haben beide gelitten. Ohne das Training der letzten Wochen hätten wir das nicht überstanden.

Immerhin durfte er im Hubschrauber direkt vor mir auf dem Boden liegen.

Tja, und jetzt tigern wir zu viert – plus Meteor – über diese kleine Insel. Zu Fuß. Mitten durch den Dschungel. Mit meinem riesigen Trecking-Rucksack auf dem Rücken. Es wäre vermutlich zu viel verlangt, dass ihn einer meiner Begleiter für mich trägt. Das Ding ist echt schwer.

Ich glaube kaum, dass das hier unser Ziel – Zamondra – ist. Wo soll denn das Internat stehen, von dem Francesco gesprochen hat.

Unterirdisch? Na, ich hoffe nicht!

Alles wird gut, ermahne ich mich noch einmal. Dann beeile ich mich, sonst verliere ich noch den Anschluss.

Unter den Palmen ist es deutlich kühler. Kaum zu glauben, aber nach ein paar Schritten fange ich sogar an zu frösteln. Ich reibe mir über die Unterarme, um sie warmzuhalten. Eine Südsee-Insel hatte ich mir viel heißer vorgestellt. Dann merke ich: Das ist keine Kälte, die von außen kommt.

Eher von innen. Aus meinem Herzen?

Ja, ich weiß, das klingt kitschig. Aber mir fällt kein besserer Vergleich ein.

Was passiert hier?

Mittlerweile habe ich meine schweigsamen Begleiter wieder eingeholt. Sie gehen unbeirrt voran, niemand schaut nach rechts oder links, und schon gar nicht in meine Richtung.

Aber wohin sollte ich auch gehen?

Plötzlich springt Meteor neben mir hektisch auf und ab. Er ist aufgeregt, fröhlich, voller Erwartung. So habe ich ihn bisher nur einmal erlebt und zwar vor ein paar Tagen mitten in der Nacht auf unserer Straße.

Sind hier etwa Drachen? Auf dieser Miniinsel? Wohl kaum. Ich hätte diese Riesentiere niemals übersehen. Meteor ist im Vergleich ja noch ziemlich klein, wie ich mittlerweile weiß.

Unser völlig drachenfreier Weg führt uns bis vor eine steil aufragende Felswand. Direkt vor uns liegt der Eingang in eine Höhle.

Philipp und die Anzugträger halten an und unterhalten sich in schnellem Kauderwelsch. Ich kann kein Wort verstehen.

Und dann verbeugen sich die beiden doch tatsächlich vor Philipp ... und auch vor mir!

Mit offenem Mund sehe ich ihnen nach, wie sie den Weg zurück zum Hubschrauber einschlagen.

Wie? Was? Sie lassen uns allein? Panisch packe ich Philipps Arm.

Der schaut mich an und lächelt. »Zamondra!«, sagt er und zeigt in die Höhle.

Liegt Zamondra etwa doch unterirdisch? Na prima! Vor meinem inneren Auge sehe ich düstere Grotten, Wasser tropft von der Decke; bestimmt ist es eisig kalt.

Dann schüttele ich das Bild energisch aus meinem Kopf. Wo auch immer dieses Zamondra zu finden ist, Francesco und Zoe haben nicht so ausgesehen, als würden sie in einem *Loch* wohnen.

Philipp sieht mich noch einmal aufgeregt an und erklärt: »Warutzblad trööf sagradurga.« Dann wendet er sich um und betritt die Höhle.

Was bleibt mir anderes übrig? Ich muss offenbar wählen: Entweder gehe ich zurück zu den ätzenden Anzugträgern oder ich folge dem deutlich sympathischeren Philipp auf einem Weg ins Ungewisse.

»Los, Meteor! Folgen wir ihm!«

Schon nach wenigen Metern führt der Weg um eine scharfe Biegung. Zu meiner Verwunderung ist der Boden unter meinen Schuhen völlig eben. Das ist keine Höhle, sondern

ein künstlicher Gang! An den Wänden hängen Lampen: kleine, viereckige Kästen, die einen bläulichen Schein verbreiten. Nicht hell, aber hell genug. Ein paar Schritte weiter sehe ich tatsächlich so etwas wie einen Fernseher an der Wand. Er ist ausgeschaltet.

Wo bin ich hier?

Nach insgesamt etwa hundert Metern endet der Gang vor einer Wand aus Stahl.

Ohne zu zögern, legt Philipp seine Hand auf eine schwarze Fläche. Wie im Film erscheint ein weißer Lesestreifen und kontrolliert seine Fingerabdrücke oder so etwas.

Was kommt als Nächstes? Die Zentrale der X-Men?

Quälend langsam schiebt sich die fast zwanzig Zentimeter dicke Stahlwand zur Seite. Mittlerweile zittere ich vor Aufregung. Ich will endlich wissen, was hier gespielt wird.

Philipp wirkt aufgekratzt. »Lakuftrixil Zamondra«, sagt er mit leuchtenden Augen. »Bakkrchuftz! Bakkrchuftz!«

»Was ist da? Zamondra?« Meine Unterlippe zittert, ich schreie fast.

»Tack, tack! Zamondra!« Dabei nickt er, als wolle er seinen Kopf abbrechen.

Hinter der Tür ist ... Nebel! Weiße, wallende Schwaden füllen den Gang vom Boden bis zur Decke aus, als hätte jemand Trockeneis benutzt.

Das soll Zamondra sein? Wie ist das möglich? Wir haben die Insel bestimmt schon fast komplett durchquert und hier ist doch nichts. Nur dieser Nebel.

Das ist doch alles Quatsch!

Ich verschränke die Arme und sage entschieden: »Ich gehe nicht weiter!«

Philipp runzelt die Stirn, dann lächelt er angestrengt. »Agrugufftr! Bakkrchuftz!«

»Ich möchte wissen, was hier gespielt wird! Wohin führt dieser Gang?«

Langsam wird Philipp hektisch. »Bakkrchuftz!«, wiederholt er. Seine Augen huschen in den Gang zurück, durch den wir

gekommen sind. Wild gestikulierend bedeutet er mir, ihm zu folgen.

Da zischt es. Die Stahltür beginnt, sich wieder zu schließen. Philipp reißt die Augen auf und ruft: »Bakkrchuftz! Zamondra!« Mit den Armen wedelnd tritt er rückwärts über die Schwelle.

Auf keinen Fall möchte ich jetzt von Philipp getrennt werden!

»Komm mit!«, rufe ich Meteor zu, und gemeinsam springen wir ebenfalls über die Türschwelle. Nicht zu spät, denn kurz hinter uns rastet das Tor mit einem Klacken wieder in der Wand ein.

Durch den Nebel kann ich gerade noch Philipps Gesicht sehen. Die Erleichterung steht ihm darin geschrieben. Er seufzt und murmelt vor sich hin: »Aktövawtrx. Wenz köban harrt nurtfz.«

Dem kann ich nur zustimmen. Es wäre wirklich besser, sie hätten jemanden mitgeschickt, der sich wenigstens ansatzweise mit mir unterhalten kann.

Wo sind wir? Ich sehe nichts, alles ist grau-weiß und völlig konturlos.

Philipp greift nach meiner Hand.

Wo ist eigentlich Meteor? Im selben Moment spüre ich eine vertraute Berührung am linken Bein. Braver Drache!

»Bleib dicht bei mir«, sage ich. Meine Stimme klingt alles andere als zuversichtlich.

Philipp sieht mich an und lässt eine große Fuhre Kauderwelsch vom Stapel. Ich verstehe nur »Zamondra«. Eine Sekunde sieht er mich fragend an, dann verstärkt er seinen Griff und zieht mich mit, tiefer hinein in den Nebel.

Was bleibt mir anderes übrig, als ihm zu folgen?

Vermutlich würde ich noch nicht einmal die Stahltür wiederfinden, geschweige denn sie öffnen können.

Mit jedem Schritt wird es dunkler.

Das hat mir gerade noch gefehlt. Meine Hand tastet nach Meteors Kopf.

Zehn Schritte weiter sehe ich gar nichts mehr. Nicht Philipp, nicht Meteor, noch nicht einmal meine eigenen Füße.

Es ist stockfinster! Nur Philipps Hand zieht mich vorwärts.

Einen Schritt weiter ist der Boden unter meinen Füßen weg!

Ich falle! Ich schreie!

Oder falle ich nicht? Ich spüre *nichts mehr*.

Mein Magen droht sich umzudrehen. Vielleicht falle ich. Vielleicht stürze ich auch aufwärts.

Alles dreht sich!

Durch meine Schreie höre ich Philipps Stimme. Aber ich kann ihn nicht verstehen.

Seine Hand packt mich fester.

Moment! Seine Hand!

Ich kann seine Hand spüren. Und ich fühle Meteors Kopf.

Und den Rucksack auf meinem Rücken.

Der Schrei erstirbt in meiner Kehle.

Wir fallen also nicht. So gleichmäßig kann man nicht fallen. Außerdem spüre ich keinen Luftzug.

Wo sind wir?

Philipp zieht mich weiter. Ich mache Bewegungen, als würde ich laufen. Doch ich spüre nichts, keinen Boden und keine Bewegung.

Nach einer gefühlten Ewigkeit kann ich wieder etwas erkennen. Sehr, sehr dunkel, aber ich erahne neben mir den Umriss eines Menschen.

Ein Schritt weiter. Die Silhouette wird deutlicher, es ist Philipp. Er hält immer noch meine Hand.

Noch ein Schritt. Und noch einer.

Die Welt um mich herum wird heller, aber noch nicht klarer. Wir stehen weiter im grau-weißen Nebel.

Ich drehe mich um. Hinter mir ist auch nur gestaltloser Nebel. Keine Schwärze und kein Abgrund. Habe ich das nur geträumt?

Philipp zieht mich weiter. Wie findet er sich hier überhaupt zurecht?

Meteor und ich folgen ihm. Nach ein paar weiteren Schritten stehen wir wieder vor einer Stahltür.

Etwa vor derselben?

Aber als sich das Tor zur Seite schiebt, erkenne ich sofort, dass wir nicht im Kreis gegangen sind.

2

Das Erste, das mir auffällt, ist das Tageslicht. Nach dem Nebel sieht es unnatürlich klar aus. Wir treten durch das Tor und stehen auf einer Art Balkon. Dahinter liegt ein riesiger Innenhof, der nach oben offen ist. Der Balkon verläuft komplett um den Innenhof herum.

Innenhof ist gut! Der Durchmesser beträgt mindestens zweihundert Meter, wenn nicht noch mehr! Auf der gegenüberliegenden Seite sehe ich Etagen über oder unter unserer. Unser ›Balkon‹ ist nur einer von vielen. Es ist, als würde ich in ein senkrecht, rundes Tal blicken. Ein Tal, an dessen Innenseite Gänge verlaufen, immer einer über dem anderen. Wie in einem Hochhaus, nur anders herum, sodass Fenster und Balkone nach innen zeigen.

Ich bin in einer Stadt. Errichtet ist sie auf der Innenseite eines runden Loches in irgendeinem riesigen Berg.

Wie um alles in der Welt soll dieser Berg auf der kleinen Insel Platz haben? Das geht doch nicht! So groß war die nicht! Niemals!

Das Zweite, das mir auffällt, sind die vielen Leute. Noch während ich staunend dastehe, laufen zig Menschen vor uns hin und her. Es ist wie in der Innenstadt von Rubenstein beim Mittsommerfest. Die Leute verschwinden in den Türen, schauen in die Fenster oder gehen einfach weiter. Sie stehen in Gruppen herum, unterhalten sich oder schauen in den gewaltigen Innenhof.

Philipp lässt mir freundlicherweise etwas Zeit, mich umzusehen. Dann breitet er die Arme aus wie ein Fremdenführer und sagt »Zamondra!«

»Ach!«, entfährt es mir. Was sollte ich auch sonst sagen?

Meteor ist inzwischen nach vorne an die Kante gelaufen und schaut hinab. Dabei fiept er so glücklich, dass ich

beinahe erwarte, er fängt an zu wedeln.

Philipp bedeutet mir, ebenfalls einen Blick in das Loch zu werfen.

Das meint der nicht ernst! Der Abgrund sieht tief aus, und das Gelände ist nicht hoch. Es besteht aus ein paar waagrecht verlaufenden Stangen und wirkt nicht gerade stabil.

Philipp wartet noch einen Moment, dann zuckt er mit den Schultern und geht allein vor.

Also gut. Wenn ich wirklich ein Drachenreiter werden will, dann muss ich mich wohl überwinden, ans Gelände zu treten. Hoch in der Luft zu fliegen, bedeutet nun einmal, tief nach unten blicken zu müssen.

Ich gebe mir einen Ruck und mache ein paar feste Schritte hinter den beiden her. Mit jedem Meter kommen mehr Etagen auf der gegenüberliegenden Seite in mein Blickfeld, aber der Boden ist noch lange nicht zu sehen.

Himmel!

Ich muss schlucken, doch es gibt kein Zurück. Philipp dreht sich um. Seine Augen funkeln fröhlich und aufmunternd. Ich versuche, zurück zu lächeln.

Es misslingt bestimmt völlig!

Noch zwei Schritte, dann noch einer, dann stehe ich endlich neben ihm und Meteor. Und wieder verschlägt es mir die Sprache. Mindestens einhundert Meter unter uns liegt der Talboden. Er ist flach wie ein Teller und voller Bäume und Büsche. Durch die Mitte fließt ein Bach.

Und zu beiden Seiten des Baches liegen Drachen! Ausgewachsene Exemplare baden in der Mittagssonne. Es sind viele, mindestens zwanzig oder mehr.

Noch nie habe ich etwas derartig Wunderschönes gesehen. Die bräunlichen Schuppen glänzen im Sonnenschein und funkeln, als bestünden sie aus Edelsteinen. Während ich staune, steht einer auf, macht ein paar Schritte und legt sich wieder hin. Ein anderer Drache, den ich vorher nicht bemerkt habe, kommt aus dem Fluss

heraus und trabt elegant zu der Wand direkt unter uns. Dort verschwindet er aus meinem Blick. An der gegenüberliegenden Wand kann ich große Öffnungen erkennen. Aus einer davon tritt gerade ein anderer Drache, wie die übrigen groß wie ein Bus. Er läuft durch das Tal, bis er sich im Halbschatten auf den Boden legt.

Hier also wohnen die Drachen. Mein Blick fällt auf Meteor. Der Kleine ist total aufgeregt und tigert vor dem Geländer hin und her.

»Bleib ruhig, mein Süßer. Du kommst noch früh genug zu deinen Freunden. Ich denke, dass Philipp uns bald dorthin führt.«

Doch Philipp sieht abwesend aus. Wie jemand, der Musik aus einem Kopfhörer lauscht. Er schaut ins Leere, nickt ab und zu, sagt aber kein Wort. Schließlich nickt er ein letztes Mal, dann blickt er mich an.

»Afftrux!«, sagt er energisch und stößt sich vom Geländer ab. Und wieder einmal muss ich ihm nachlaufen wie ein Hund seinem Herrchen.

Wir folgen dem gebogenen Rundweg, das Tal zu meiner Linken. Fasziniert starre ich hinunter und kann mich nicht sattsehen an den wunderbaren Tieren.

Plötzlich bleibt Philipp stehen.

Drei breite Gänge zweigen hier ab und führen in den Felsen hinein. Doch aus allen dreien schimmert Tageslicht. Offenbar gibt es mehr als ein Tal.

Ich brenne darauf, diesen Ort näher kennenzulernen.

Aber nur, wenn ich eine Karte habe, sonst würde ich mich ganz sicher rettungslos verirren.

Von hinten trabt ein Pferd an mir vorbei. Ein Pferd! Mitten auf dem Balkon. Ich will Philipp gerade eine sarkastische Bemerkung zuwerfen, da reiße ich Mund und Augen auf. Das ist kein Pferd! Ja, es hat vier Beine mit Hufen an den Enden, einen Schweif und kurzes, glattes Fell. Auch die Größe

stimmt. Aber ... der Kopf nicht. Dort sitzt nämlich ein menschlicher Oberkörper.

Das ... das ist ein Zentaur.

Träume ich?

Das Wesen läuft den Gang entlang und unterhält sich angeregt mit seinem Nachbarn. Das zumindest ist ein Mensch. Er muss sich anstrengen, um mit dem Pferdemenchen Schritt zu halten.

Auch die nächste Person, die an mir vorbeikommt, ist kein Mensch. Auf den ersten Blick würde ich sagen, es handelt sich um eine Frau. Aber sie ist maximal einen Meter groß. Die Haut hat die Farbe von dunkler Erde. Ihr Gesicht liegt in tausend Falten und Fältchen, es sieht aus wie verwittert. Die Nase ist auffallend lang und krumm, auf dem Kopf hat sie rotes Haar, wirr und verfilzt. Wie die Karikatur einer Hexe. Aber einer *sehr* kleinen.

Jetzt erst fällt mir auf, dass auch andere Leute um mich herum nicht vollständig menschlich aussehen. Der Faun, der Meteor und mich zuhause in unserer Küche untersucht hat, war ganz offensichtlich nicht der einzige seiner Art. Gerade trippelt eine ganze Gruppe dieser Halbziegen durch den Gang und verschwindet laut meckernd hinter einer der Türen.

Was hat Zoe gesagt? Das hier ist die Welt der Märchen und Legenden.

Ich schlucke einmal. So hat sie das also gemeint.

Ob ich mich noch auf Vampire und Werwölfe einstellen muss?

Oder auf Gnome? Wie hat Pedro sie genannt? Arrach.

Pedro! Einen Moment durchzuckt mich die Erinnerung. Wie schön wäre es, wenn er jetzt hier wäre. Aber er weiß ja noch nicht einmal, wo ich bin, geschweige denn, warum ich verschwunden bin. Für ihn muss es so aussehen, als wäre ich vom Erdboden verschluckt.

Und Helen hat gesagt, er wäre auch nicht mehr in der Schule gewesen.

Also sind wir beide füreinander vom Erdboden verschluckt, ohne Kontaktinformationen.

Ich seufze.

Da packt mich Philipp am Arm und reißt mich aus meinen Gedanken. Mittlerweile etwas angespannt lächelnd lotst er mich auf eine Treppe zu, die nach oben führt.

»Habt ihr etwa keine Aufzüge?«, frage ich ihn genervt. Er sieht mich unverständig an und zeigt nach oben.

»Ja, ja, schon klar. Ich habe verstanden.«

Die Etage über uns sieht auf den ersten Blick genauso aus wie die andere. Woran orientiert man sich hier?

Wir steigen noch zwei Etagen höher, dann biegt Philipp in einen der Gänge ab. Nach wenigen Metern kommen wir an eine Tür. Philipp klopft.

»Prego!«, höre ich eine Männerstimme, die mir bekannt vorkommt.

Und – tatsächlich. Es ist Francesco.

Er trägt noch immer dieselbe Lederkluft, in der ich ihn bei uns zu Hause gesehen habe. Wieso ist er überhaupt schon hier? Wir sind die meiste Strecke mit dem Flugzeug geflogen! Okay, wir haben in Hawaii eine Nacht Pause gemacht. Aber trotzdem: Ist ein Drache wirklich so schnell?

Es wird echt Zeit, dass ich mehr über Meteor und seine Artgenossen lerne. Aber genau dafür bin ich ja hier.

»Francesco!«, rufe ich. Es tut so gut, einen Menschen zu treffen, mit dem ich sprechen kann.

»Herzlich willkommen in Zamondra, Lenika«, antwortet er mit seinem charmanten Akzent. »Wie war die Reise?«

»Lang!« Mehr ist dazu nicht zu sagen.

Francesco wendet sich an Philipp und spricht in schnellem Italienisch auf ihn ein. Philipp versteht diese Sprache offenbar, denn er ist kein bisschen verwirrt. Er antwortet in seinem üblichen unverständlichen Kauderwelsch, das so gar nicht italienisch klingt. Doch Francesco hat seinerseits kein Problem, Philipp zu verstehen.

Sehr seltsam.

So geht das eine kurze Zeit hin und her, dann verbeugt sich Philipp und verlässt den Raum – mit Meteor!

»Halt!«, rufe ich und will ihnen folgen, doch Francesco fällt mir in den Arm. »Du siehst deinen Drachen bald wieder. Philipp bringt ihn in die Ställe, um ihn zu versorgen. Wir beide ... wir müssen etwas erledigen.«

Ich sehe Philipp und Meteor mit großen Augen hinterher, unfähig mich zu rühren. Erst als sie außer Sicht sind, wende ich mich wieder Francesco zu.

»Philipp kann wirklich bestens für ihn sorgen, glaub mir. Komm mit!«

Ich hole noch einmal tief Luft, dann folge ich Francesco über weitere lange Wege, noch mehr Treppen hinauf und durch endlose Gänge.

Erneut erreichen wir einen Talkessel, etwa genauso groß wie der erste. Aber es ist definitiv ein anderes Tal. Wieder liegen Drachen in der Sonne, doch diesmal ist der Fluss breiter, und die Drachen sehen anders aus. Diese hier haben kein Zackenmuster und auch keine Hornplatten auf dem Rücken. Sie ähneln dem anderen Drachen, der bei uns auf der Straße gestanden hat: Ihre Schuppen sind vorwiegend grünlich gefärbt.

Ist das eine andere Rasse?

Doch Francesco lässt mir keine Zeit zu fragen, sondern zieht mich gleich weiter durch die nächste Tür, einen Flur entlang bis in ein Zimmer, das aussieht wie eine Arztpraxis.

Endlich dreht er sich zu mir um.

»Hier kannst du dein Gepäck ablegen.«

Erleichtert wuchte ich den Rucksack von meinem Rücken und stelle ihn in eine Ecke. Das tut gut!

Francesco fragt mich: »Als ich gerade mit Philipp gesprochen habe, ist dir dabei etwas aufgefallen?«

»Was denn?«, frage ich zurück und strecke den Rücken.

»An der Art, wie wir beide miteinander gesprochen haben.«

»Ach so, das meinen Sie. Sie haben in unterschiedlichen Sprachen gesprochen.«

»Allerdings. Und wir konnten uns verstehen. Dabei spricht Philipp eine Sprache, die äußerst selten ist und die außer ihm und seinen Verwandten kaum noch jemand beherrscht. Ich übrigens auch nicht«, fügt er noch hinzu.

Ich schaue ihn verdutzt an. »Das kapier' ich nicht. Sie haben ihn doch verstanden.«

»Jedes Wort«, antwortet er rätselhaft. »Und obwohl Philipp kein bisschen Italienisch spricht, konnte er auch mich verstehen.«

»Jetzt bin ich verwirrt. Wie kann man jemanden verstehen, dessen Sprache man nicht beherrscht?«

»Ich werde es dir erklären. In Zamondra - musst du wissen - nutzen wir die Errungenschaften *beider* Welten. Deine Welt - wir nennen sie Argathan - bringt uns Technik, Computer ...«, er schmunzelt, »... und auch das Internet. Diese Welt hier, Dschosathan, ...«, er breitet seine Arme aus, »... bietet uns etwas völlig anderes. So findet man nur hier die sogenannten Rufer.«

»Rufer?«

»Ja. Das sind Insekten mit telepathischen Fähigkeiten. Sie können über große Entfernungen miteinander kommunizieren.«

»Okay. Aber was hat das mit uns zu tun?«

»Die Rufer befähigen auch *uns*, miteinander zu kommunizieren. Jeder spricht in seiner Sprache, und doch versteht man jedes Wort.«

»Und wie?«

»Das ist die Aufgabe der Rufer. Sie übersetzen für uns.« Francesco fasst sich an den Kragen und zieht ihn mit dem Finger ein wenig nach außen. Genau in der Biegung zwischen Hals und rechter Schulter sehe ich einen kleinen schwarzen Knubbel. »Es tut nicht weh«, ergänzt er rätselhaft.

»Was ist das?«

»Der Rufer«, ist die Antwort.

Nur kleckerweise dringen Francescos Worte in mein Bewusstsein. »Wieso der Rufer?«, frage ich dämlich, doch in meinem Inneren dämmert eine ganz widerliche Ahnung.

Bevor ich etwas sagen kann, betritt ein Arzt das Zimmer. Es muss ein Arzt sein. Er trägt einen weißen Kittel und um seinen Hals hängt ein Stethoskop.

Und er ist ein Mensch.

Zumindest, soweit ich das erkennen kann.

Er begrüßt Francesco mit einem Schwall aus unverständlichen Lauten. Es klingt wie Polnisch, Russisch oder so. Francesco antwortet in schnellem Italienisch. Doch die beiden verstehen sich blendend. Ja, denn nicht *sie* sprechen miteinander, sondern ... diese Dinger!

Der Kragen des Arztes ist sehr weit ausgeschnitten. Auch er hat einen schwarzen Knubbel am Hals.

Mir läuft es kalt den Rücken herunter.

»Ja, seid ihr denn bescheuert?«, platzt es aus mir heraus. Der Arzt sieht mich an. Er hat vermutlich verstanden, dass ich eine Frage gestellt habe, denn er lächelt freundlich und hält ein kleines Glasröhrchen in die Höhe.

Ich glaube, ich werd' verrückt! In dem Glas steckt ein schwarzes Insekt, mit gruselig langen Beinen und Fühlern. Das Hinterteil ist dick und rund ... und hat viel zu viel Ähnlichkeit mit diesem Knubbel an Francescos Hals.

Mein Atem geht stoßweise. »Ihr wollt doch wohl nicht etwa ...«, beginne ich, doch Francesco hebt beide Hände.

»Bleib ruhig, ganz ruhig«, beginnt er. Ich höre Anspannung in seiner Stimme.

In *meiner* Stimme ist ganz sicher Anspannung – und nicht zu knapp – als ich losbrülle: »Ihr seid doch nicht bei Trost! Ihr wollt mir dieses Ding einpflanzen?«

»Nein! Ja!« Francesco windet sich. »Es geht nicht anders.«

»Wieso?«, brülle ich ihn an. Meine Hände zittern, ich bin völlig verkrampft.

Mittlerweile hat auch der Arzt verstanden, dass ich nicht begeistert bin. Blitzschnell lässt er das Röhrchen in der Tasche seines Kittels verschwinden.

»Lenika! Niemand hier wird sich mit dir verständigen können. Du kannst niemanden fragen, mit niemandem reden. Kaum jemand kennt deine Sprache. Zoe und ich wurden ausgewählt, dich zu holen, weil wir beide Deutsch sprechen.«

Ich spüre, wie meine Augen feucht werden. »Dann lerne ich eure Sprache!«, stoße ich hervor.

»Hier in Zamondra gibt es keine einheitliche Sprache. Jeder redet so, wie er oder sie aufgewachsen ist. Meine Familie stammt ursprünglich aus Italien, aber weil ich als junger Mann einige Reisen in dein Land unternommen habe, spreche ich recht gut Deutsch.«

Langsam umfasst er meine Handgelenke. »Lenika. Du musst dir den Rufer einsetzen lassen. Sonst kannst du hier nicht leben.«

»Niemals!«, schreie ich. Francesco gibt mir keine Antwort. Über meine Wangen laufen Tränen, meine Knie zittern, meine Hände zittern und immer wieder zerrt es meinen Blick zur Tasche des Arztes, in dem dieses widerliche Glasröhrchen steckt.

»Lenika! Hör mir zu. Es tut nicht weh, und es geht auch ganz schnell.«

Unter Schluchzern stoße ich aus: »Ich kann doch nicht dieses *Ding* in mir haben!«

»Jeder hier hat das. Jeder. Und du kannst das auch.«

»Nein! Nein, nein, nein, nein, nein!« Ich schüttele den Kopf, dass mein Nacken knackt.

Francescos Stimme klingt ganz ruhig und entschieden, als er sagt: »Doch, Lenika! Es gibt keinen anderen Weg.«

»Ich lerne schnell!« Ich verstehe kaum selbst meine eigenen Worte, so heule ich.

Durch die Tränen sehe ich das traurige Lächeln auf dem zerfurchten Gesicht des Italieners, als er erwidert: »Na,

deine Schulnoten sahen aber nicht danach aus, als wärst du besonders sprachbegabt.«

Das stimmt. Fremdsprachen sind wirklich nicht meine Stärke. Ich kann mir einfach keine Vokabeln merken. Aber muss ich deshalb ...? Schnell schlucke ich, bevor es mir hochkommt.

»Komm, Lenika«, sagt Francesco mit seiner weichen Stimme. »Es dauert nicht lange. Wir benutzen eine sehr gute Betäubung. Du wirst nichts spüren. Das verspreche ich dir.«

Ich bin nur einen Hauch davon entfernt, alles hinzuschmeißen und Francesco zu bitten, mich wieder nach Neuendorf zurückzubringen.

Die haben doch nicht alle Tassen im Schrank!

Aber das würde bedeuten, dass ich Meteor zurücklassen muss. Er kann nicht in Neuendorf bleiben, so viel habe ich mittlerweile kapiert.

Und ich kann ihn nicht weggeben. Um keinen Preis der Welt.

Um keinen Preis?

Auch wenn das bedeutet ...?

...

Ja, auch dann.

Ich schniefe einmal und wische mir die Tränen von den Wangen. So fest ich das mit meiner zitternden Stimme kann, sage ich: »Los, machen Sie schon! Setzen Sie mir das verdammte Ding ein!«

»Sì!«, sagt Francesco zu dem Arzt, der mir augenblicklich ein kühlendes Tuch auf die Stelle am Hals legt. Ich zucke zusammen. Der verliert wirklich keine Zeit.

Dann tritt der Arzt hinter mich und streicht ein paar Mal über meine Schulter und meinen Hals. Will er mich massieren? Oder sucht er die beste Stelle, um den Schnitt zu machen? Dabei fällt mir ein, dass ich ja gar nicht weiß, wie dieses ... Insekt da reinkommt.

»Sieh mich an«, sagt Francesco. Gute Idee. Ich schaue auf sein Gesicht. Die stahlblauen Augen, umgeben von einer Fülle von kleinen und kleinsten Falten. Ein Gesicht, das oft und gerne lacht. Um den Mund herum sind die Falten strenger, tiefer. Das ist ein Mund, der ebenso oft ernst ist, wie die Augen lachen. Ein interessantes ...

Aua!

Es sticht in meinem Hals. Ich muss einen Würgereiz unterdrücken. Meine Hände zucken, aber Francesco ist schneller und hält meine Handgelenke fest.

Mit zusammengebissenen Zähnen stoße ich hervor: »Ach ja? Es tut nicht weh?«

Der Arzt erklärt in unverständlichen Lauten, bis plötzlich: »... können wir nicht verhindern, dass Sie das Andocken an die Nervenbahnen spüren. Es tut mir wirklich sehr leid.«

»Mir auch!«, antworte ich unwillkürlich, dann halte ich inne. Der Schmerz ist weg. Wieso konnte ich den Arzt verstehen?

Francesco lässt meine Handgelenke los. Ich drehe mich um. »Was haben Sie gesagt?«

»Ich sagte«, antwortet der Arzt, »dass wir das Eingraben problemlos durch die moderne Anästhesie schmerzfrei gestalten können, aber leider spüren Sie das Andocken an ihr Nervensystem. Das sind keine echten Schmerzen, sondern Signale, die der Rufer in der ersten Sekunde überträgt, um ihr Gehirn kennenzulernen.«

Ich verstehe jedes Wort.

»Sagen Sie das noch mal.«

»Alles?«, fragt der Arzt mit gerunzelter Stirn.

»Nein«, mischt sich Francesco ein und lächelt. »Ich glaube, wir können davon ausgehen, dass sich der Rufer erfolgreich angedockt hat.«

»Das sehe ich auch so«, sagt der Arzt und lächelt zufrieden. In seiner Hand hält er das Glasröhrchen. Es ist leer.

»Dann ist da jetzt ...«, ich muss schlucken, »... ein Insekt ... in mir drin?«

Statt einer Antwort hält Francesco mir einen Spiegel hin. Jetzt habe ich auch einen Knubbel. Meine Hand möchte darüberstreichen, doch der Arzt geht dazwischen. »Noch nicht. Bitte fassen Sie den Rufer in der nächsten Stunde nicht an. Er muss sich noch komplett ausrichten.«

»Das Ding bewegt sich noch?« Wie widerlich!

»Das werden Sie kaum spüren.«

Ich funkele den Arzt an. »Ach ja? Etwa genauso wenig, wie das *Andocken*, hm?«

»Bitte, es besteht kein Grund ...«

»Es besteht absolut *jeder* Grund. Ich trage ein Insekt in meinem Körper, das zu allem Überfluss auch direkt an meinen Nervenbahnen hängt. Und das Biest bewegt sich. Ich habe ... jeden ... verdammten ...«, mit Macht dränge ich ein erneutes Heulen zurück, »... Grund!«

»Ich finde, das hat sie sehr gut gemacht«, mischt sich Francesco ein, als wäre ich gerade ungemein tapfer gewesen.

Nur durch sehr tiefes Atmen kann ich verhindern, dass mir noch nachträglich die Beine einknicken.

3

»Ich finde, du hast dich gut gehalten«, sagt Francesco, als wir wieder auf den Balkonen und Gängen dieser umgedrehten Großstadt unterwegs sind.

»Können Sie bitte aufhören, davon zu sprechen«, sage ich möglichst tonlos. Francesco macht leise, glucksende Geräusche.

Um das Thema zu wechseln, frage ich: »Was ist das hier alles?«

»Was du hier siehst, ist Zamondra. Du wirst gleich mehr darüber erfahren.«

»Ich habe so eine Stadt noch nie gesehen.«

Francesco schmunzelt und klingt stolz, als er erklärt: »So eine Stadt gibt es auch kein zweites Mal. Sie wurde in den Kratern mehrerer erloschener Vulkane errichtet. Hier fanden die Gründer ideale Bedingungen. Zamondra kann nur aus der Luft erreicht werden, und durch drei Eingänge, die gut verschlossen und bewacht sind. Hier sind wir sicher.«

»Sicher? Vor wem?«

»Auch das wirst du noch lernen.«

Tolle Antwort. »Aber ... wie kann das sein? Ich habe die Insel beim Anflug gesehen. Da waren keine Vulkane, auch keine erloschenen.«

»Du bist nicht mehr in deiner Welt. Du bist jetzt in Dschosathan.«

So blöd das klingt, aber es erklärt eine Menge. Nach dem Zentaur und dem ... Wildweibchen oder der Hexe oder was auch immer sie gewesen ist, bin ich definitiv bereit, an eine andere Welt zu glauben. Außerdem passt diese Großstadt wirklich nicht auf das kleine Atoll.

»Von dieser anderen Welt haben Sie schon in Neuendorf gesprochen. Was ist das?«

»Die Welt, aus der du kommst, nennen wir Argathan. Dort leben die Menschen. Doch es gibt nicht nur Argathan, sondern auch Dschosathan, die andere Welt. Beide Welten existieren nebeneinander und doch sind sie völlig verschieden.«

»Und wir sind jetzt in ...«

»... in Dschosathan«, bestätigt Francesco.

»Aber wie ...?« Verwirrt schaue ich mich um.

»Es gibt ein paar Orte, an denen sich beide Welten berühren. Nur an einem solchen Ort kann man hinüberwechseln.«

»Ich bin nirgendwo hinübergewechselt.«

»Doch. Du bist durch den Nebel gegangen.«

Eine Sekunde denke ich an diese Achterbahnfahrt in der Dunkelheit und muss mich schütteln. »Dann sind wir also ... nicht mehr auf der Erde?«

»Doch. Auch das hier ist die Erde.« Francesco schmunzelt.

»Sie ist nur ein bisschen anders, als du sie kennst.«

»Kann ... kann ich wieder zurück?«

»Wieso fragst du das? Natürlich kannst du zurück. Du bist doch keine Gefangene.«

»Sie hatten doch gesagt, hier gäbe es Internet. Wie kann es das geben, wenn wir ... wenn wir gar nicht ... auf der Erde ... ich meine ... ach, Sie wissen, was ich meine!«

»Es ist alles gut. Ich habe nicht gelogen, wir haben Internet. Und WLAN, das du mit deinem Tablet benutzen kannst, um mit deinen Eltern zu sprechen. Und mit deiner Freundin Helen, obwohl wir dir ja verboten hatten, jemandem zu erzählen, wo du hingehst.«

Ich winde mich unter seinem Blick. Bin ich so durchschaubar?

Doch Francesco spricht ohne Unterbrechung weiter: »Sei unbesorgt. Wir sind zwar hier in Dschosathan, aber im Prinzip ist es so, als wären wir immer noch auf der kleinen Insel im Südpazifik.«

Mein Kopf schwirrt. *Zwei Welten? Direkt nebeneinander und doch am gleichen Ort? Wie soll das denn gehen?*

Noch bevor ich etwas sagen kann, winkt er mir, ihm zu folgen. »Wir müssen uns beeilen. Es ist Zeit für den Beginn deiner Ausbildung.«

Wieder geht es durch endlose Gänge. Verwirrt sehe ich mich um. All die vielen Leute, große und kleine. Und sehr große: Gerade marschiert ein Trupp riesenhafter Typen an uns vorbei. Keine Ahnung, ob das die Riesen aus dem Märchen ›Sieben auf einen Streich‹ sind oder die Verwandten von Hagrid aus Harry Potter. Ich drücke mich ängstlich an eine Wand, doch Francesco nimmt meine Hand und zieht mich wieder zurück auf den Weg ... die Straße ... was auch immer.

Ich schaue den Riesen nach. Francesco lächelt, sagt aber nichts.

Und dann kommt wieder so eine kleine Frau mit Erdgesicht und roten Strohaaren die nächste Treppe hinauf. Aber im Gegensatz zu der anderen trägt diese hier eine ganz normale Jeans. Auf dem Kopf hat sie einen Kopfhörer, der mehr schlecht als recht auf ihre doch reichlich spitzen Ohren passt. Die Krönung ist aber, dass das Kabel des Kopfhörers in einem Smartphone endet, auf dem die kleine Frau mit ihren langen Fingernägeln herumtippt.

Ein wildes Lachen drängelt sich in meinen Hals. Eine Mini-Hexe mit Handy! Das hat die Welt noch nicht gesehen! Helen wird es kaum glauben, wenn ich ihr das erzähle.

Francesco folgt meinem Blick und schmunzelt. »Wie ich schon sagte. Das Beste aus beiden Welten.«

Ja! Ich bin wahrhaftig nicht mehr in Neuendorf. Das ist nicht zu leugnen.

An meiner Schulter zwickt und drückt etwas. Mir wird wieder bewusst, dass dort ein Insekt steckt, das sich mehr und mehr mit meinen Nerven verbindet. Nur mit Mühe

unterdrücke ich den Zwang, es zu packen und mir aus dem Hals zu reißen.

Durchhalten, Leni! Du schaffst das.

Irgendwie habe ich das Gefühl, als müsse ich in den nächsten Wochen und Monaten noch viel mehr >durchhalten<.

Denk einfach an Meteor. Nur für ihn tust du das!

Ich sehne mich so nach meinem Drachen. Geht es ihm gut? Wo ist er?

Am liebsten würde ich mich in die Ecke setzen und heulen. Aber das darf ich nicht.

Ich atme zweimal tief durch. Ich schaffe das!

Ich muss!

Francesco führt mich in einen großen, dunklen Raum. Er sieht aus wie die Aula in unserer Schule, nur dass hier mindestens doppelt so viele Leute Platz hätten.

Allerdings ist der Raum im Moment ziemlich leer bis auf eine Handvoll Gestalten vor der beleuchteten Bühne. Als wir näherkommen, drehen sie sich auf ihren Stühlen um. Die meisten sind etwa so alt wie ich, glaube ich. Auf den ersten Blick scheinen es allesamt Menschen zu sein. Drei Jungen und vier Mädchen? Oder so.

Meine Schritte quietschen auf dem harten Fußboden. Alle starren stumm zu uns herüber. So was liebe ich ja *total*.

Ich lächele schüchtern zurück, bin aber nicht sicher, ob das jemand auf die Entfernung überhaupt sehen kann. Mein Gesicht fühlt sich unecht an.

Während wir näherkommen, betreten zwei Gestalten die Bühne, und alle drehen sich wieder nach vorne. Die eine ist Zoe! Ein Seufzen entfährt mir. Auf die Frau kann ich gut verzichten.

Die andere Person ist ein mir unbekannter Mann in grauer Uniform.

Offenbar hat Zoe kein Problem, mich im Dunkeln zu erkennen. Sie tippt den Mann neben sich an und zeigt auf

mich. Dabei sieht sie ungeduldig aus. Herrisch deutet sie auf einen freien Stuhl in der ersten Reihe. Es scheint, als hätten alle nur auf mich gewartet.

Bin ich jetzt schuld oder was?

Mit nur einem flüchtigen Seitenblick setze ich mich auf den freien Stuhl, direkt neben ein rothaariges Mädchen.

Francesco geht derweil zu Zoe und dem anderen Mann auf die Bühne und wechselt ein paar Worte. Dann nickt er mir noch einmal zu und verlässt den Saal.

Lass mich nicht allein!, schreie ich in Gedanken. Dann durchzuckt es mich. Können die Rufer auch das übertragen? Nicht auszudenken ...

Mit klopfendem Herzen werfe ich einen kurzen Blick in die Runde. Aber alle halten den Blick nach vorne gerichtet. Meine Gedanken gehören offenbar immer noch mir.

Ein Glück!

Trotzdem wäre es mir bedeutend lieber, Francesco würde bleiben. Der erste und einzige, der bisher freundlich zu mir war.

In diesem Moment tritt Zoe an den Rand der Bühne und richtet das Wort an uns: »So. Nachdem wir jetzt also *endlich* vollzählig sind, können wir beginnen. Bitte erhebt euch und begrüßt den Leiter von Zamondra, General Friedrich Gellopp.«

Die sieben neben mir springen auf und applaudieren. Spontan tue ich es ihnen nach. Das ist also ein General?

Offensichtlich. Er sieht aus, als sei er direkt einem Film entsprungen. Militärisch kurze Haare, ein hartes Gesicht wie in Stein gemeißelt, die Uniform perfekt gebügelt. Erstaunlicherweise ist er jünger als Zoe oder Francesco, eher so im Alter meiner Eltern. Aber er strahlt eine Autorität aus, die wirkt. Dieser Mann ist wichtig, da besteht kein Zweifel.

Mit drei schnellen und zackigen Schritten tritt er an den Rand der Bühne und grüßt militärisch. Die anderen grüßen zurück. Hektisch lege ich meine Hand ebenso an die Schläfe

wie die anderen. Ganz bestimmt sehe ich dabei aus wie ein tollpatschiges Huhn.

Wo bin ich hier?

Die Hand des Generals zuckt wieder nach unten, und auch wir lassen unsere Hände sinken. Dann ergreift er das Wort: »Zum wiederholten Male stehe ich vor einer Gruppe von neuen Reitern, und es erfüllt mich mit Stolz, euch zu sehen. Diesmal ist es eine ganz besondere Freude. Denn ihr habt die einmalige Gelegenheit, einen noch jungen Drachen, einen Schlüpfling, zu zähmen. Nur ihr könnt das intensivste Level des Bondings erreichen. Gewöhnliche Reiter reiten auf Drachen. Ihr aber, ihr werdet *mit* euren Drakos und Silven *leben*. Seid euch dieser Ehre – aber auch dieser Verantwortung – zu jeder Zeit bewusst. Es liegt an euch, wie eure Nachfolger einmal mit den Tieren zusammenarbeiten können.«

Okay. Wenn ich das jetzt richtig verstanden habe, dann schlüpfen Drachen nicht so häufig. Wie alt werden diese Tiere eigentlich?

»Einige von euch sind schon sehr ungeduldig. Ihr fragt euch, warum ihr anderthalb Wochen habt warten müssen. Ich werde es euch sagen. Euch allen ist der Wahlspruch von Zamondra bekannt: ›Bewahrer von Gerechtigkeit und Frieden in *beiden* Welten‹.« So etwas wie ein Lächeln huscht über das Gesicht des Generals.

»Wie ihr wisst, haben wir unsere Aktivitäten in den letzten dreihundert Jahren im Wesentlichen auf Dschosathan beschränkt. Genau aus diesem Grund freue ich mich besonders, euch heute unsere seit unzähligen Sommern erste Kandidatin aus Argathan zu präsentieren.«

Alle drehen sich nach mir um. Das Blut schießt mir in den Kopf, und ich starre fest auf den General. Hoffentlich redet er bald weiter! Präsentieren? Bin ich eine Torte oder eine neue Kollektion von Abendkleidern?

»Lana Witzke hat in den letzten drei Wochen ganz auf sich allein gestellt eine Menge durchmachen müssen. Doch jetzt

ist sie hier, und sie hat den achten Drachen mitgebracht, den Drako, auf den wir alle gewartet haben.«

Wie bitte? Lana Witzke? Na, der hat sich ja prima vorbereitet.

»Und so kann, nachdem wir nun vollzählig sind, eure Ausbildung beginnen.«

Meine Nachbarin scharrt ungeduldig mit den Füßen. Von den anderen kommen nervöse Geräusche. Sie sind also auch aufgeregt. Das beruhigt mich etwas. Dann bin ich vielleicht doch nicht ganz so allein.

Allerdings wissen sie, was auf uns zukommt.

Ganz im Gegensatz zu mir.

Acht Drachen, und wir hier vor der Bühne sind zu acht. Dann ist das also meine ›Klasse‹? Viele sind wir ja nicht. Ich beginne zu begreifen, dass Drachen wirklich etwas Wertvolles und Seltenes sind. Kein Wunder, dass sie so viel Aufwand betrieben haben, nur um mich ausfindig zu machen.

Genauer gesagt, um Meteor ausfindig zu machen.

Während ich noch nachdenke, bekomme ich fast den nächsten Satz nicht mit. »Ich übergebe nun an die Reiterin erster Klasse Zoe. Sie ist eure Ausbildungsleiterin.«

Entgeistert starre ich nach vorne auf die Bühne. *Nein! Nicht Zoe! Das ... das muss ein Irrtum sein. Nicht ...*

Doch da ist der General schon ein paar Schritte nach hinten getreten, und statt ihm steht nun diese widerliche, grauhaarige Frau am vorderen Rand der Bühne. Langsam und abschätzend lässt sie ihren Blick über uns schweifen. Als sie mich ansieht, meine ich, ein dünnes Lächeln zu erkennen. Aber es ist kein freundliches Lächeln. Eher eine Herausforderung.

Ich hatte direkt so ein blödes Gefühl gehabt, als ich sie dort oben habe stehen sehen. Sie ist unsere Ausbildungsleiterin? Das darf doch nicht wahr sein! Sie hasst mich! Das hat sie mich schon in unserer Küche deutlich genug spüren lassen.